

Rudolf Stichweh · Paul Windolf (Hrsg.)

Inklusion und Exklusion: Analysen zur  
Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit

Rudolf Stichweh  
Paul Windolf (Hrsg.)

# Inklusion und Exklusion: Analysen zur Sozialstruktur und sozialen Ungleichheit



**VS VERLAG FÜR SOZIALWISSENSCHAFTEN**

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek  
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der  
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über  
<<http://dnb.d-nb.de>> abrufbar.

1. Auflage 2009

Alle Rechte vorbehalten

© VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH, Wiesbaden 2009

Lektorat: Frank Engelhardt

VS Verlag für Sozialwissenschaften ist Teil der Fachverlagsgruppe Springer Science+Business Media.  
[www.vs-verlag.de](http://www.vs-verlag.de)



Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von Gebrauchsnamen, Handelsnamen, Warenbezeichnungen usw. in diesem Werk berechtigt auch ohne besondere Kennzeichnung nicht zu der Annahme, dass solche Namen im Sinne der Warenzeichen- und Markenschutz-Gesetzgebung als frei zu betrachten wären und daher von jedermann benutzt werden dürften.

Umschlaggestaltung: KünkelLopka Medienentwicklung, Heidelberg

Druck und buchbinderische Verarbeitung: Krips b.v., Meppel

Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier

Printed in the Netherlands

ISBN 978-3-531-16235-5

# Inhalt

<b>Vorwort</b> .....	7
<b>1 Einleitung und Theorie</b>	
Einleitung: Inklusion und soziale Ungleichheit .....	11
<i>Paul Windolf</i>	
Leitgesichtspunkte einer Soziologie der Inklusion und Exklusion .....	29
<i>Rudolf Stichweh</i>	
<b>2 Bildung und Kultur</b>	
Die Auserwählten. Die verborgene Geschichte der Zulassung und Exklusion in Harvard, Yale und Princeton .....	45
<i>Jerome Karabel</i>	
Wer wird Manager? Soziale Schließung durch Bildungsabschlüsse und Herkunft im internationalen Vergleich .....	71
<i>Michael Hartmann</i>	
Soziale Inklusion und Exklusion: die Rolle von Bildung .....	85
<i>Steffen Hillmert</i>	
<b>3 Armut, Marginalisierung und Ausgrenzung</b>	
Ist die Armutsbevölkerung in Deutschland exkludiert? .....	103
<i>Petra Buhr und Stephan Leibfried</i>	
Beschäftigungsflexibilisierung in Deutschland – Wen betrifft sie und wie hat sie sich auf die Veränderung sozialer Inklusion/Exklusion in Deutschland ausgewirkt? .....	123
<i>Sandra Buchholz und Hans-Peter Blossfeld</i>	
Erwerbsverläufe in Ostdeutschland – Inklusion und Exklusion seit 1989 .....	139
<i>Martin Diewald und Matthias Pollmann-Schult</i>	
Räumliche Segregation und innerstädtisches Ghetto .....	157
<i>Hartmut Häussermann und Martin Kronauer</i>	

#### **4 Historische Analysen**

Von der Exklusion zur Inklusion – Die Heimatvertriebenen und Flüchtlinge in Westdeutschland zwischen 1944/1945 und den sechziger Jahren. Zur empirischen Geltung des Luhmann-Stichweh'schen Theorems .....	177
<i>Uta Gerhardt</i>	
Weltwirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit 1929-1933 .....	203
<i>Morten Reitmayer</i>	

#### **5 Geld und Finanzmärkte**

Geld als universales Inklusionsmedium moderner Gesellschaften .....	223
<i>Christoph Deutschmann</i>	
Geld und Eigentum – Inkludierende und exkludierende Mechanismen in der Wirtschaft .....	241
<i>Cornelia Bohn</i>	
Die Konstruktion des Finanzpublikums: Eine genealogische Analyse .....	259
<i>Urs Stäheli</i>	

#### **6 Netzwerke**

Das Netzwerk der jüdischen Wirtschaftselite – Deutschland 1914-1938 .....	275
<i>Paul Windolf</i>	
Globalisierung und Entgrenzung – Die Auflösung der ‚Deutschland AG‘ .....	303
<i>Jürgen Beyer</i>	

#### **7 Arbeitsbeziehungen und Inklusion**

Mitbestimmung in globalen Finanzmärkten – Inklusion/Exklusion durch institutionalisierte Mitbestimmung .....	325
<i>Hermann Kotthoff</i>	
Inklusions- und Exklusionsmechanismen gewerkschaftlicher Mitgliedschaft – Ein europäischer Vergleich .....	341
<i>Bernhard Ebbinghaus, Claudia Göbel und Sebastian Kooß</i>	

#### **8 Zusammenfassung**

Wo stehen wir in der Soziologie der Inklusion und Exklusion? .....	363
<i>Rudolf Stichweh</i>	
Autorinnen und Autoren .....	373

## **Vorwort und Danksagung**

Die ersten Entwürfe für diesen Sammelband gehen zurück auf den Sommer 2006. Die beiden Herausgeber waren im akademischen Jahr 2005/06 Fellows am Wissenschaftskolleg in Berlin und haben während dieser Zeit Inhalt und Struktur dieses Buches diskutiert.

Im Oktober 2007 fand eine Konferenz zum Thema ‚Inklusion und Exklusion‘ in der Europäischen Akademie in Berlin statt, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wurde. Auf dieser Konferenz haben alle Autorinnen und Autoren die erste Fassung ihrer Manuskripte präsentiert. Die Themen und Thesen der Aufsätze wurden aufeinander abgestimmt. Die Konferenz diente auch dazu, die Qualität der Manuskripte in einem Peer-Review-Verfahren zu verbessern.

Unser Dank gilt dem Wissenschaftskolleg, das uns viel Freiheit gewährte und zur Innovation inspirierte. Unser Dank gilt auch der Deutschen Forschungsgemeinschaft, die diesen Sammelband finanziell unterstützt hat und der Europäischen Akademie, die die Konferenz umsichtig und professionell organisierte. Dank schulden wir auch dem Cheflektor des VS-Verlages, Frank Engelhardt, der dafür gesorgt hat, dass über die Annahme dieses Buches in einem schnellen und unbürokratischen Verfahren entschieden wurde. Schließlich bedanken sich die Herausgeber bei den Autoren und Autorinnen, ohne deren Engagement und Bereitschaft zum Dialog der Sammelband nicht hätte realisiert werden können.

R. Stichweh

P. Windolf

# **1 Einleitung und Theorie**

# Einleitung: Inklusion und soziale Ungleichheit

Paul Windolf

## 1. Solidarität und funktionale Differenzierung<sup>1</sup>

Was die Gesellschaft im Innersten zusammenhält, war für Durkheim die *soziale Solidarität*, die die Individuen aneinander bindet und ihnen reziproke Verpflichtungen auferlegt. In seiner Studie zur Arbeitsteilung konzipiert Durkheim zwei Typen sozialer Solidarität. Diese beschreiben unterschiedliche Formen gesellschaftlicher Integration und zugleich die Art und Weise, wie Individuen in die Gesellschaft „inkludiert“ werden.

In traditionellen Gesellschaften sind es die gemeinsamen Normen und Werte, die die Gleichheit der Institutionen und der Sitten und Gebräuche garantieren. Sie uniformisieren das Verhalten und Bewusstsein der Individuen (Kollektivbewusstsein). Durkheim bezeichnet diese Form der kulturellen Integration als mechanische Solidarität bzw. als „*solidarité par similitude*“.<sup>2</sup>

In modernen Gesellschaften ist es die Arbeitsteilung, die die Individuen in eine funktionale wechselseitige Abhängigkeit einbindet. Sie sind in die Gesellschaft integriert, weil sie voneinander abhängig sind und deshalb nicht weglafen können (organische Solidarität). Die Gesellschaftsmitglieder werden autonomer und „individualisieren“ sich; gleichzeitig werden sie voneinander immer abhängiger.<sup>3</sup>

Luhmann ersetzt diese Solidaritäts-Typen durch eine Klassifikation von unterschiedlichen *Formen* der Differenzierung, die im Prozess der gesellschaftlichen Evolution einander ablösen. Sie unterscheiden sich nicht voneinander hinsichtlich des Grades der Differenzierung, sondern es sind qualitativ unterschiedliche Typen der Differenzierung<sup>4</sup>:

„*Segmentäre Differenzierung* unter dem Gesichtspunkt der Gleichheit gesellschaftlicher Teilsysteme; *stratifikatorische Differenzierung* unter dem Gesichtspunkt der rangmäßigen Ungleichheit der Teilsysteme; *funktionale Differenzierung* unter dem Gesichtspunkt sowohl der Ungleichheit als auch der Gleichheit der Teilsysteme. Funktionssysteme sind in ihrer Ungleichheit gleich.“<sup>5</sup>

Luhmann argumentiert weiterhin, dass die Bedingungen, unter denen Personen in gesellschaftliche Systeme inkludiert werden, mit der Form der Differenzierung variieren. Inklusion in eine stratifikatorisch differenzierte Gesellschaft vollzieht sich nach anderen Regeln

---

1 Ich danke Alois Hahn und Rudolf Stichweh für sehr hilfreiche Kommentare und Kritik.

2 Durkheim 1967: 205. Dazu auch Tyrell (1985) und König (1976).

3 Durkheim 1967: XLIII, 101; Simmel 1968: Kap. VI; Luhmann 1989b.

4 „Wir ersetzen die allzu einfache (und rasch widerlegbare) These zunehmender Differenzierung durch die These eines Wandels von Differenzierungsformen...“ (Luhmann 1998: 615). Vgl. dazu auch Rüschemeyer (1985).

5 Luhmann (1998: 613) unterscheidet insgesamt vier Formen. Die Form „Differenzierung nach Zentrum und Peripherie“ bleibt hier unerwähnt, weil sie für die weitere Argumentation vernachlässigt werden kann. Die Liste ist nicht erschöpfend und Luhmann schließt nicht aus, dass es weitere Formen der Differenzierung geben könne.

als Inklusion in eine funktional differenzierte Gesellschaft.<sup>6</sup> Die Form der Inklusion/Exklusion hängt also davon ab, wie die Gesellschaft strukturiert ist.

In Gesellschaften, deren Struktur durch einen Primat funktionaler Differenzierung geprägt ist, kann es keine auf die Gesamtperson bezogene Totalinklusion mehr geben. Die Teilsysteme haben ihre jeweilige Funktion monopolisiert, sie operieren als autonome und nach außen geschlossene Systeme. Dies hat Folgen für die Inklusionsbedingungen:

„Man kann nicht Menschen den Funktionssystemen derart zuordnen, daß jeder von ihnen nur einem System angehört, also nur am Recht, aber nicht an der Wirtschaft, nur an der Politik, aber nicht am Erziehungssystem teilnimmt. Das führt letztlich zu der Konsequenz, daß man nicht mehr behaupten kann, die Gesellschaft bestehe aus Menschen; denn die Menschen lassen sich offensichtlich in keinem Teilsystem der Gesellschaft ... mehr unterbringen.“<sup>7</sup>

Wenn man Durkheims Typologie mit den Differenzierungsformen von Luhmann vergleicht, wird deutlich, dass die organische Solidarität der funktionalen Differenzierung korrespondiert, während die mechanische Solidarität auf ihren strukturellen Aspekt reduziert wird (segmentäre Differenzierung). Eine Inklusion über Normen und Werte kommt in der Typologie von Luhmann nicht mehr vor. Man kann jedoch zeigen, dass diese Form der Inklusion für einige Teilsysteme bedeutsam ist (z.B. politische Parteien, Gewerkschaften), und wir kommen in Abschnitt 3 darauf zurück.

Die Frage, wie Personen in Funktionssysteme inkludiert werden, lässt sich in zwei Teilfragen zerlegen: Erstens, welche Positionen stellt ein Teilsystem zur Verfügung, in die Personen dann inkludiert werden können? Durch welche Strukturmerkmale lässt sich dieses Positionssystem charakterisieren (z.B.: soziale Ungleichheit)? Zweitens, unter welchen Bedingungen und nach welchen Regeln werden Personen in die jeweiligen Teilsysteme inkludiert (z.B. Chancengleichheit)? Die erste Frage wird in Abschnitt 2, die zweite Frage in den Abschnitten 3 und 4 diskutiert.

## 2. Soziale Ungleichheit und funktionale Differenzierung

Luhmann behauptet, dass die Teilsysteme der Gesellschaft – also Wirtschaft, Politik, Wissenschaft, Kunst, etc. – ungleich sind hinsichtlich ihrer Funktionen, ihrer Codes und Programme, dass sie aber nicht rangmäßig in eine Hierarchie gebracht werden können. Die Wirtschaft ist nicht „wichtiger“ als die Politik, und kein Teilsystem kann einen funktionalen Primat für sich reklamieren. Aus dieser „Gleichheit des Ungleichen“ lässt sich soziale Ungleichheit also nicht ableiten.

Soziale Ungleichheit ist aber ein zentrales Merkmal moderner ausdifferenzierter Gesellschaften, und sie hat in den vergangenen Jahrzehnten weiter zugenommen.<sup>8</sup> Dies gilt nicht nur für die Einkommensungleichheit, sondern auch für die ungleiche Verteilung von Bildung und kulturellen Gütern. Es gilt auch für die postsozialistischen Staaten, die mit der Einführung der Marktwirtschaft nach 1989 nicht nur ein höheres Niveau der funktionalen Differenzierung, sondern auch der sozialen Ungleichheit erreicht haben. Es stellt sich die

6 „Inklusionsbedingungen variieren mit gesellschaftlicher Differenzierung“ (Luhmann 1998: 620).

7 Luhmann 1998: 744; Luhmann 1991.

8 Vgl. die Zeitreihe für die Einkommensungleichheit in den USA (1913-98) in Piketty/Saez (2003), für Frankreich für den Zeitraum 1901-1998 in Picketty (2003).

Frage, ob eine Theorie funktionaler Differenzierung die verschiedenen Formen sozialer Ungleichheit überhaupt erklären kann (Schwinn 2004).

Für Parsons (1979) ist soziale Ungleichheit ein evolutionäres Universal, das die adaptive Kapazität einer Gesellschaft steigert, ebenso wie Geld und Bürokratie. Die einfache Erklärung lautet also: Es gibt soziale Ungleichheit, weil sie funktional ist. Die funktionalistische Schichtungstheorie hatte soziale Ungleichheit damit erklärt, dass Talente knapp sind und qualifizierten Personen eine höhere Bezahlung angeboten werden muss, um sie zu mobilisieren und zu motivieren. Mit dieser Erklärung wird jedoch übersehen, dass die Funktion einer Institution deren Existenz nicht erklären kann. Es gibt funktionale Äquivalente, die eine gleiche oder doch zumindest ähnliche Wirkung haben können. Eine Gesellschaft, die weniger soziale Ungleichheit zulässt, könnte die dadurch verursachten Effizienzverluste z.B. durch ein höheres Niveau der Kooperation und Solidarität ausgleichen.

Luhmann wählt keinen funktionalistischen, sondern einen differenzierungstheoretischen Ansatz, um soziale Ungleichheit zu erklären. Er weist darauf hin, dass in modernen Gesellschaften verschiedene Differenzierungstypen kombiniert werden können und dass auf diese Weise *hybride* Differenzierungsformen entstehen. Auf der ersten Ebene differenziert sich die Gesellschaft in die Teilsysteme Wirtschaft, Recht, Politik, Wissenschaft, Kunst, Religion – und hier gilt das Prinzip der „Gleichheit des Ungleichen“. Innerhalb jedes Teilsystems werden weitere Subsysteme ausdifferenziert, und dieser Prozess fortschreitender Ausdifferenzierung kann eine beträchtliche Tiefe erreichen. In den Teilsystemen können verschiedene Formen der Differenzierung kombiniert werden:

„Dabei stehen im Prinzip wieder alle Formen der Systemdifferenzierung zur Verfügung, sowohl Segmentierung als auch Zentrum/Peripherie-Differenzierung, Hierarchiebildung ebenso wie weitere funktionale Differenzierung.“<sup>9</sup>

Die These kann an zwei Beispielen illustriert werden, und zwar an der Bürokratie und an der Elite-Theorie: Die Bürokratie ist der Prototyp einer hybriden Organisationsform, in der funktionale und hierarchische Differenzierungsformen kombiniert werden. Die Bürokratie ist eine universelle Form, die in allen Teilsystemen benutzt wird: Die Wirtschaft, das Recht, die Religion, die Kunst – sie alle benutzen die Bürokratie, um ihre Operationen zu organisieren.<sup>10</sup>

Das Konzept der Funktions-Eliten ist ein weiteres Beispiel, das zeigt, wie funktionale Differenzierung und soziale Ungleichheit kombiniert werden können. In jedem Teilsystem differenziert sich eine spezialisierte Elite aus, die ihre Privilegien mit Hinweis auf Kompetenz und „Überlegenheit“ legitimiert. Die Beziehung zwischen Elite und Masse ist asymmetrisch, und dies gilt für alle Funktionssysteme.<sup>11</sup>

Luhmann (1998: 776) behauptet nicht, dass es in funktional differenzierten Gesellschaften keine Ungleichheit gäbe:

---

9 Luhmann 1998: 760. Dabei ist zu berücksichtigen, dass Stratifikation in der mittelalterlichen Gesellschaft nicht dasselbe bedeutet wie die Ungleichheit der Positionen in der hierarchisch gegliederten Bürokratie eines Großunternehmens. Im einen Fall werden Positionen von Geburt an zugewiesen, im andern Fall werden sie (häufig) nach Leistung und Qualifikation verteilt.

10 Perrow (1991) weist darauf hin, dass wir in einer „Gesellschaft von Organisationen“ leben. Dazu auch DiMaggio/Powell (1983).

11 Vgl. dazu Pareto 1968. In der Sprache der Systemtheorie wird aus der „Elite“ die „Leistungsrolle“, aus der „Masse“ wird das „Publikum“. Mit diesem Wechsel der Terminologie tritt die Machtbeziehung zwischen Elite und Masse, die von der Elite-Theorie betont wird, allerdings in den Hintergrund.

„Im Gegenteil: die Chancen für Segmentierungen (etwa auf Organisationsbasis) und für sich selbst verstärkende Ungleichheiten (etwa zwischen Industrieländern und Entwicklungsländern) nehmen mit der Komplexität des Gesellschaftssystems zu; und sie ergeben sich gerade daraus, daß Funktionssysteme wie das Wirtschaftssystem oder das Erziehungssystem Gleichheiten bzw. Ungleichheiten als Moment der Rationalität ihrer eigenen Operationen nutzen und damit steigern.“

Es stellt sich die Frage, unter welchen Bedingungen und nach Maßgabe welcher Rationalitätskriterien die Teilsysteme Wirtschaft, Recht, Politik etc. in ihrer Tiefendifferenzierung hierarchische Formen der Differenzierung einführen. Für welche Teilsysteme ist soziale Ungleichheit ein evolutionäres Universal, das die adaptive Kapazität steigert – und für welche Teilsysteme sind hierarchische Formen der Differenzierung eher dysfunktional?

Eine Antwort auf diese Fragen bleibt Luhmann schuldig. Stattdessen erfahren wir: „Daß Ungleichheiten bestehen, ist evident, und zwar mehr als zuvor.“ Und zur Begründung heißt es: „Auch wirken sich naturale Vorgaben, wie Geschlecht- oder Altersdifferenzen stärker aus, als man früher angenommen hatte“ (Luhmann 1998: 1058f.). Nun wüsste man gerne, wer Altersdifferenzen zur Erklärung sozialer Ungleichheit herangezogen hat. Aus der Perspektive des Längsschnittes – also der Lebensverlaufsanalyse – ist es fraglich, ob Altersdifferenzen überhaupt als soziale Ungleichheit klassifiziert werden können. Wenn eine Gesellschaft (Einkommens) Ungleichheit nach dem Senioritätsprinzip verteilt,<sup>12</sup> haben am Ende des Lebens alle Gesellschaftsmitglieder (zumindest theoretisch) das gleiche *Lebenseinkommen* – und es gibt keine soziale Ungleichheit.

Ein alternativer Versuch, soziale Ungleichheit zu erklären, führt zu der Frage, ob *ein* Funktionssystem „gleicher ist als gleich“, ob es also z.B. einen Primat der Wirtschaft geben kann. Luhmann konzidiert: „Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß nicht alle Funktionen gleich wichtig genommen werden müssen, und daß es durchaus Tendenzen geben mag, einzelne Funktionskreise, etwa die der Wirtschaft, für besonders wichtig zu halten.“ Damit wird allerdings *ein* Prinzip der funktionalen Differenzierung, nämlich die „Gleichheit des Ungleichen“, verletzt.<sup>13</sup>

Im Rahmen einer Differenzierungstheorie lässt sich Ungleichheit zunächst nur als ein Phänomen der *Binnendifferenzierung* der Teilsysteme ableiten. Ungleichheit als Form der Binnendifferenzierung gibt es in allen Teilsystemen. Eine Professorin kommuniziert bedeutendere Wahrheiten im Vergleich zu einem Mitarbeiter.<sup>14</sup> Eine Richterin am Oberlandesgericht spricht höherwertiges Recht im Vergleich zu einem Amtsrichter. Diese Formen von Ungleichheit sind strukturell in der hybriden Differenzierungsform der Bürokratie begründet. Sie zeigen auch, dass soziale Ungleichheit nicht so sehr durch Exklusion, sondern vielmehr durch Inklusion geschaffen wird. Gerade weil Individuen in die ungleich strukturierten Teilsysteme *inkludiert* werden, sind sie im Ergebnis „ungleich“.<sup>15</sup>

Man kann im nächsten Schritt fragen, ob das Wirtschaftssystem stärkere Formen sozialer Ungleichheit produziert als die übrigen Teilsysteme. In der Politik wird die Anhäu-

12 Dies gilt z.B. für die Lohndifferenzierung in japanischen Großbetrieben. Zur kulturellen Legitimierung des Senioritätsprinzips in Japan vgl. Nakane (1970).

13 Luhmann (1989a); 28; Schimank (2005).

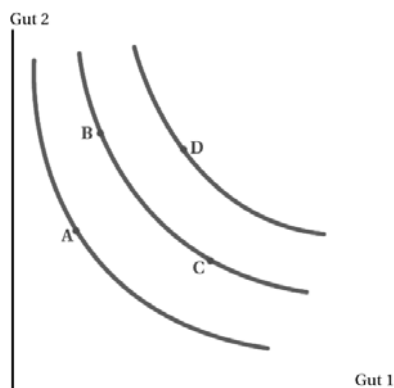
14 Der zugrunde liegende Mechanismus ist kumulative Reputation im Wissenschaftssystem, den Merton (1988) als „Matthew effect“ bezeichnet. Wenn ein Mitglied des Wissenschaftssystems (Schwinn 2004: 34f.) behauptet: „Wissenschaft ist unzweifelhaft kaum durch soziale Ungleichheit geprägt.“ – hinterlässt diese Behauptung eine gewisse Verwunderung.

15 Leiharbeit, 5Euro- und 1Euro-Jobs sind Inklusions-, keine Exklusions-Phänomene.

fung von Macht durch die Verfassung begrenzt;<sup>16</sup> im Sport werden Leistungsunterschiede durch quasi natürliche (physiologische) Schranken begrenzt – und können selbst durch Doping nicht beliebig vergrößert werden. Vergleichbares gilt wahrscheinlich auch für die Wissenschaft. Es sieht so aus, als ob es *nur* in der Wirtschaft keine nach oben begrenzte Skala der Ungleichheit gibt. Die Anhäufung von Reichtum findet in sich selbst keine Grenze. Ob man diese Akkumulation dann mit Hilfe von Mehrwert und Ausbeutung erklärt (Marx) oder mit Hilfe von Innovationen und charismatischem Unternehmertum (Schumpeter), macht natürlich für die Frage der *Legitimation* von Ungleichheit einen Unterschied. Für die These einer unbegrenzten Ungleichheitsproduktion im Wirtschaftssystem können diese Erklärungsdifferenzen zunächst vernachlässigt werden.

Simmel (1958: 206f.) hat das generalisierte Kommunikationsmedium „Geld“, das für das Teilsystem Wirtschaft konstitutiv ist, als das „absolute Mittel“ bezeichnet. Es gibt viele Beispiele dafür, dass Geld als absolutes Mittel in den anderen Teilsystemen zu einer „Nebenwährung“ werden kann, die Wahrheit, Recht oder Liebe häufig ersetzt. Deutschmann (in diesem Band) schreibt dazu: Geld „ist ein universales, kein nur ‚ökonomisches‘ Medium, denn von ihm hängt direkt oder indirekt die Inklusion der Individuen in *alle* Teilsysteme der Gesellschaft ab.“

#### Indifferenzkurven – Geld versus Talent



Allerdings kann man mit Geld nicht alles kaufen. Abbildung 1 illustriert diese Einschränkung mit Hilfe von Indifferenzkurven. Wir nehmen an, Gut 1 repräsentiere ökonomisches Kapital (das absolute Mittel), Gut 2 repräsentiere das kulturelle Kapital, über das eine Person verfügt (Habitus, Bildungszertifikate).<sup>17</sup> Die linke untere Kurve repräsentiere eine Provinzuniversität, die mittlere Kurve eine renommierte Staatsuniversität (z.B. Berkeley) und die rechte obere Kurve eine Elite-Universität (z.B. Harvard). Eine Bewegung auf der mitt-

16 Vgl. dazu den Begriff der „Zweitcodierung“ (Luhmann 1998: 365).

17 Es ist zu berücksichtigen, dass kulturelles Kapital (Gut2) und ökonomisches Kapital (Gut1) nicht unabhängig voneinander sind. „Geld“ beeinflusst die Höhe des kulturellen Kapitals, über das eine Person verfügt und das Konkurrenzvorteile im Markt für Studienplätze an Elite-Universitäten verschafft (z.B. Sozialisation in einem Oberschicht-Milieu, Besuch eines privaten Elite-Gymnasiums).

ren Kurve von Punkt B nach C kann wie folgt interpretiert werden: Ein Student mit geringen ökonomischen Ressourcen, aber hohem kulturellem Kapital kann in Berkeley studieren (Punkt B); eine höhere Ausstattung mit ökonomischem Kapital verschafft einem Studenten mit geringerem Talent ebenfalls Zugang zu Berkeley (Punkt C). Die ökonomischen Ressourcen, die *zusätzlich* aufgewandt werden müssen, um fehlendes kulturelles Kapital zu kompensieren, werden jedoch immer größer, je weiter man sich auf den Kurven nach rechts bewegt. Ökonomische Ressourcen können relativ effizient in der Umgebung der Punkte A und D eingesetzt werden: Eine moderate Erhöhung der ökonomischen Mittel kann ein beträchtliches Defizit in Bezug auf Talent und Habitus ausgleichen. Die Abbildung zeigt auch, dass ohne eine Minimal-Ausstattung mit ökonomischem Kapital die rechte obere Kurve (Harvard) überhaupt nicht erreicht werden kann (z.B. Punkt B). Dies gilt auch für das Talent: Unterhalb einer bestimmten Ausstattung mit kulturellem/schulischem Kapital (z.B. Punkt C) kann Harvard ebenfalls nicht erreicht werden – wie hoch die ökonomischen Ressourcen auch immer sein mögen. Vergleichbare Substitutionsbeziehungen gelten zwischen Geld und Recht, Geld und Liebe, etc.<sup>18</sup>

Es stellt sich die Frage, ob und in welchem Umfang Ungleichheiten, die in einem Teilsystem geschaffen werden, in anderen Teilsystemen reproduziert bzw. abgebildet werden können.<sup>19</sup> Lassen sich ökonomische Ressourcen in die „Währungen“ der anderen Teilsysteme konvertieren? Bourdieu (1983, 1989) hat dafür den Begriff der „conversion“ geprägt: Ökonomisches Kapital lässt sich in Bildungskapital konvertieren und dieses wiederum in ökonomisches Kapital (in der Generationenfolge). Wir werden dieses Thema im nächsten Abschnitt wieder aufgreifen, und zwar unter den Begriffen „Interdependenzunterbrechung“ (Luhmann) und „Konvertibilitätssperre“ (Stichweh).

### 3. Inklusion und Exklusion

In segmentierten Gesellschaften hatte das Individuum seinen „Platz“ in der Gruppe oder im Clan, in stratifizierten Gesellschaften in der ihm zukommenden Statusgruppe (Adel, Priester, Bauer). In modernen Gesellschaften ist das Individuum nicht mehr in „die“ Gesellschaft inkludiert; es gibt keine Totalinklusion. Abhängig vom Lebenszyklus werden Personen vorübergehend oder dauerhaft in die verschiedenen Teilsysteme inkludiert: in das Wirtschaftssystem über den Beruf, in das Rechtssystem im Falle des Rechtsstreits, in das politische System als Wähler oder Abgeordnete, in das Gesundheitssystem im Fall der Krankheit.

Mit diesen multiplen Inklusionen (Exklusionen) wird eine paradoxe Beziehung, auf die Durkheim in der Arbeitsteilung hingewiesen hatte, in einem neuen Sprachspiel reformuliert: Das Individuum wird zugleich autonomer, weil es nicht mehr mit seiner ganzen Existenz in *ein* System (z.B. Clan) eingebunden ist; es wird zugleich abhängiger, weil jede Partialinklusion neue (funktionale) Abhängigkeiten schafft.

18 Luhmann (1998) spricht in diesem Kontext von Interdependenzen auf der Ebene der Programme: „Natürlich kann man mit Geld besser forschen als ohne“ (S. 367). – „Ein Kunstwerk muß dem eigenen Code stimmig/unstimmig oder, traditionell gesprochen: schön/hässlich genügen. Aber in der Wahl des sujets kam man ‚politisieren‘ oder auf Verkaufsmöglichkeiten achten“ (S. 378). – Hier deuten sich Korridore an, die die Konvertibilitätssperren durchlöchern. Bei Bourdieu kann man in Bezug auf die „Autonomie der Felder“ (Kieserling 2008) analog argumentieren.

19 Schwinn (2000) bezeichnet diesen Mechanismus als „ungleichheitsprägende Inklusionsverkettungen“.

(a) *Inklusion*: Die Bedingungen und Selektionskriterien, die für die Inklusion von Personen von Bedeutung sind, werden in den Teilsystemen definiert. Die Aufnahme in eine Elite-Universität erfolgt nach anderen Regeln als die Wahl in den Aufsichtsrat eines Unternehmens. In einigen Systemen sind nicht Leistungskriterien, sondern normative Orientierungen die zentralen Inklusions-Kriterien. Dies gilt z.B. für politische Parteien, Gewerkschaften und religiöse Gemeinschaften (Etzioni 1961: 40-45).

Die Inklusionsprozesse verdienen eine besondere Aufmerksamkeit, weil sie die Schnittstelle bilden zwischen den Teilsystemen einerseits, deren Positionen intern hierarchisch differenziert sind (Ungleichheit) und den zur Umwelt des Systems gehörenden Individuen andererseits, die für sich die formale Gleichheit und Gleichberechtigung reklamieren.

In funktional ausdifferenzierten Gesellschaften operieren die Teilsysteme autonom und folgen den eigenen Codes und Programmen. Sie definieren die Selektionskriterien, die eine Person erfüllen muss, um Mitglied zu werden (Inklusion). Eine zentrale Frage lautet nun, ob die Inklusion in ein Teilsystem Einfluss auf die Wahrscheinlichkeit hat, dass eine Person auch in andere Teilsysteme inkludiert wird.

Luhmann (1995: 249) behauptet zunächst, dass bei der Inklusion eine Interdependenzunterbrechung stattfindet. Inklusion in ein Teilsystem beeinflusst nicht automatisch die Inklusion in andere Teilsysteme.<sup>20</sup> Der Erfolg, den eine Person im Wirtschaftssystem hat, bleibt ohne Einfluss auf die Position, die diese Person im politischen System oder im Kunstbetrieb einnimmt. „Extrem hoher Reichtum darf nicht Reichtum für alle Zeiten bedeuten. ... Und er darf nicht bedeuten, daß sich damit quasi automatisch der politische Einfluß oder der Kunstverstand ... der Reichen einstellen.“ Fragen wir zunächst, was „Reichtum für alle Zeiten“ bedeutet. Die ungleiche Verteilung des Vermögens – eine dominante Dimension sozialer Ungleichheit – wird durch den Eigentumstitel grundrechtlich geschützt, und Eigentum ist in der Generationenfolge übertragbar. Reichtum bleibt auch gegenwärtig für einen langen Zeitraum in einer kleinen Gruppe von Familien konzentriert.<sup>21</sup>

Bezüglich der behaupteten Interdependenzunterbrechung zeigen empirische Studien für die entwickelten Staaten, dass es eine starke kausale Beziehung zwischen drei Variablen gibt: Die soziale Herkunft, d.h. die Position, die die Elterngeneration in den verschiedenen Teilsystemen einnimmt, hat einen starken Einfluss auf das Bildungsniveau der Kinder; das Bildungsniveau beeinflusst die Position, die die nachfolgende Generation in den verschiedenen sozialen Teilsystemen einnimmt.

Hartmann (in diesem Band) weist nach, dass eine Führungsposition in den Großunternehmen nicht nur vom Bildungsniveau, sondern auch von der sozialen Herkunft abhängt. Hillmert (in diesem Band) zeigt, dass das Bildungsniveau einerseits von der sozialen Herkunft beeinflusst wird und andererseits Karrierechancen der Individuen im Lebensverlauf kumulativ beeinflusst. Rössel (in diesem Band) zeigt, dass „die Besucherstruktur von Kunstmuseen weiterhin durch eine Überrepräsentation von hoch gebildeten Personen ge-

---

20 Stichweh (2004: 354) spricht von „Konvertibilitätssperren“ und versteht darunter, dass Ungleichheiten „auf ein Funktionssystem begrenzt bleiben“.

21 Reichtum erscheint unter den Bedingungen des Finanzmarkt-Kapitalismus nicht mehr als Besitz an einem großen Unternehmen. Er bleibt „unsichtbar“ als Finanzvermögen, das global über eine große Zahl von Fonds gestreut wird (Windolf 2008). In den USA halten 1% der Haushalte ca. 34% aller Vermögenswerte (Mishel et al. 2006: Figure 5A).

prägt ist. Dies hat sich auch bei den jüngsten BlockbusterAusstellungen nicht verändert.“ Die Interdependenzunterbrechung lässt sich in vielen Fällen nicht nachweisen; stattdessen finden wir in den oberen Sozialschichten in der Generationenfolge häufig einen Matthäus-Effekt: Wer hat, dem wird gegeben.<sup>22</sup>

Es ist auch wenig plausibel anzunehmen, dass extreme Einkommensungleichheit *nur deshalb* akzeptiert würde, weil der Milliardär, der sein Geld auf den Finanzmärkten gemacht hat, sich mit diesem Vermögen nicht gleichzeitig zu einem erfolgreichen Künstler oder Politiker machen kann. Das Kriterium der Interdependenzunterbrechung liefert also erstens keine zutreffende Beschreibung der sozialen Realität.<sup>23</sup> Es ist zweitens auch ungeeignet, soziale Ungleichheit zu legitimieren.

Man erkennt in dieser Kontroverse die Grundmuster eines Disputs, der in den 1960er Jahren in den USA zwischen „Pluralisten“ und den Vertretern der „power elite“-These ausgetragen wurde. Auf der einen Seite steht die klassische Studie von Dahl (1961), der die These der „Interdependenzunterbrechung“ vertritt (pluralistische, teilsystemspezifische Eliten). Auf der anderen Seite steht Domhoff (1967), der – in der Tradition von C.W. Mills – die These der „Inklusionsverkettungen“ vertritt: Eliten in den Bereichen Politik, Wirtschaft und Militär kommen aus einem kleinen Kreis von Familien und sind untereinander vernetzt.

(b) *Exklusion*: In Bezug auf die Exklusion behauptet Luhmann, dass eine *Kumulation* von Exklusions-Ereignissen stattfindet: „Die faktische Ausschließung aus einem Funktionssystem – keine Arbeit, kein Geldeinkommen, kein Ausweis, keine stabilen Intimbeziehungen, kein Zugang zu Verträgen und zu gerichtlichem Rechtsschutz ... – beschränkt das, was in anderen Systemen erreichbar ist“ (Luhmann 1998: 630).

Man kann diese Kumulation von Exklusionen als „Hauptmann-von-Köpenick-Syndrom“ bezeichnen:<sup>24</sup> Wer keine Arbeit hat, verliert die Verfügung über Geld (das absolute Mittel), das die Inklusion in viele Teilsysteme der Gesellschaft ermöglicht.

Je mehr Güter und Dienstleistungen in einer Gesellschaft die Warenform annehmen, d.h. nur über den Markt gegen Zahlung gekauft werden können, umso länger wird die Exklusions-Sequenz bei einem Verlust der Zahlungsfähigkeit. Wer kein Geld hat, kann weder Brot kaufen noch seinen Kindern die Klassenfahrt nach Florenz finanzieren;<sup>25</sup> er kann auch nicht mehr zum Fußballplatz gehen – eine wichtige Institution für die „Vergesellschaftung“ des Individuums.

Die von Luhmann aufgeführte Exklusions-Kette ist deshalb so lang, weil mit Inklusion häufig Konsum in der Rolle des Publikums gemeint ist (Sport, Kunst, Bildungsreise, vgl. Stichweh 2005). Die Sozialhilfe in Form von Geldzahlungen (z.B. Hartz IV) soll dann

22 Zum Matthäus-Effekt vgl. Merton (1988) und Stichweh (2005: 172ff.).

23 „Da die funktionellen Teilsysteme nur lose miteinander gekoppelt sind, sollten für moderne Gesellschaften teilsystemübergreifende Ungleichheitsmuster ihre Bedeutung verlieren. Dies widerspricht jedoch allen Ergebnissen der modernen Ungleichheitsforschung“ (Abraham 2005: 735).

24 „Wenn ick nich jemeldet bin, krieg ich keene Arbeit, und wenn ick keene Arbeit habe, da darf ick mir nich melden.“ Zuckmayer, Hauptmann von Köpenick, zit. nach Fuchs und Schneider (1995: 209).

25 In diesem Bereich gibt es durch Gerichte erzwungene Inklusionen: Das Bundessozialgericht verurteilte ein Berliner Sozialamt, die Klassenfahrt des Sohnes eines Hartz IV-Empfängers nach Florenz zu zahlen. Die Festsetzung einer Obergrenze für Klassenfahrten ins Ausland (400 Euro) sei unzulässig, weil damit die „Ausgrenzung“ eines Schülers verbunden sei (Az: B 14 AS 36/07 R, 13.11.2008).

Surrogat-Inklusionen ermöglichen. Das Problem wird von Buhr und Leibfried in diesem Band im Detail analysiert (Armutsbevölkerung).

Der Versuch, die wachsende Armutsbevölkerung der „Reichtums“bevölkerung entgegenzustellen und dann diese „Differenz“ als „Primärdifferenzierung des Gesellschafts-systems“<sup>26</sup> zu bezeichnen, ist für die entwickelten Staaten des Westens mit (noch) funktionierendem Sozialsystem jedoch wenig überzeugend. Mit dieser Konstruktion würde zudem das von Luhmann konzipierte Differenzierungs-Schema inkonsistent (vgl. Abschnitt 1). Die *erste* Differenzierungsebene würde sich auf *Personen* beziehen (Armuts-/Reichtumsbevölkerung), die *zweite* auf funktional ausdifferenzierte Teilsysteme, die *dritte* auf Subsysteme, in denen Freiheitsgrade hinsichtlich der Wahl der Differenzierungsform gegeben sind. Die Armutsbevölkerung wäre von den eine Gesellschaft konstituierenden Teilsystemen komplett exkludiert – eine Konstellation, die selbst für die Entwicklungsländer kaum vorstellbar ist.

Die Exklusions-Kumulation in den Entwicklungsländern, die Luhmann zur Illustration seiner These zitiert, beruht auf anderen Mechanismen, auf die hier nicht eingegangen werden kann (z.B. partielle Modernisierung, Entwicklung der Unterentwicklung).

#### 4. Inklusion und Chancengleichheit

Wir stellen einerseits fest, dass die Teilsysteme in ihrer Binnendifferenzierung eine Hierarchie von Positionen schaffen, die extreme Formen von Ungleichheit zulassen. In der Semantik der Gesellschaft, d.h. in ihrer Selbstbeschreibung und Selbstbeobachtung, dominiert jedoch das Postulat der Gleichheit der Individuen. Man kann diese „Differenz“ als Konflikt zwischen Freiheit und Gleichheit reformulieren und fragen, ob das Prinzip der fairen Chancengleichheit zwischen diesen konfligierenden Prinzipien vermitteln kann.

Die Frage, was Chancengleichheit bedeutet, hat viele Kontroversen ausgelöst (z.B. affirmative action). Wir beschränken uns darauf, das Konzept von John Rawls zu skizzieren. Es geht um die Frage, welche Bedingungen Inklusionsregeln erfüllen müssen, um das Postulat einer fairen Chancengleichheit zu erfüllen.

Rawls (1971: 60f.) definiert zwei Prinzipien von Gerechtigkeit: Mit dem ersten Prinzip wird allen Personen ein gleiches Recht auf Grundfreiheiten zugesprochen (an equal right to the most extensive basic liberty). Im zweiten Prinzip werden Bedingungen dafür genannt, dass soziale Ungleichheit akzeptiert werden kann. Die erste Bedingung lautet, dass Ungleichheit zum Vorteil *aller* gereichen muss (to be to everyone's advantage). Diese Bedingung korrespondiert mit der These Parsons (1979), dass Ungleichheit (als evolutionäres Universal) die adaptive Kapazität einer *Gesellschaft* erhöht. Die zweite Bedingung lautet, dass die Referenz für Ungleichheit nicht Personen, sondern Positionen sind. Wir akzeptieren die Ungleichheit von Positionen, vorausgesetzt, dass sie allen offen stehen (inequalities attached to positions and offices open to all). In die Sozialstruktur sind fundamentale Ungleichheiten inkorporiert. Die Inklusionsregeln müssen gewährleisten, dass die Positionen in einem fairen Wettbewerb „offen für alle“ sind.

Aber was bedeutet „offen für alle“? Nach welchen Kriterien/Merkmalen werden Personen für hohe Statuspositionen ausgewählt? Rawls (1971: 12) geht davon aus, dass die Ungleichheit der Personen durch zwei Lotteriespiele beeinflusst wird: Ein Lotteriespiel der

---

26 Luhmann 1995: 250. Vgl. dazu auch die Kritik von Deutschmann in diesem Band.

Natur, in dem die „natürlichen“ Talente und Begabungen *ungleich* auf Personen verteilt werden (natural assets and abilities). Das zweite Lotteriespiel wird in der Gesellschaft als „contingency of social circumstance“ gespielt. Hier werden die Vorteile der sozialen Herkunft und des erbten Vermögens *ungleich* auf die Mitglieder der Gesellschaft verteilt.<sup>27</sup>

Bei der Beurteilung von Inklusionsregeln müssen also drei Variablen und deren Interaktion berücksichtigt werden: Wir haben erstens eine Sozialstruktur, die (extrem) ungleiche Positionen für Inklusionen zur Verfügung stellt (Binnendifferenzierung der Teilsysteme). Wir haben zweitens Personen, die mit „gleichen Rechten“ ausgestattet sind und diese einklagen (Semantik). Diese Personen sind aber drittens in jedem Augenblick faktisch immer schon ungleich, und zwar hinsichtlich ihrer „natürlichen“ Talente (natural assets)<sup>28</sup> und ihrer sozialen Ressourcen (ökonomisches, kulturelles, soziales Kapital).

Rawls unterscheidet nun zwei Regime, in denen Personen – ausgestattet mit gleichen Rechten – auf (ungleiche) Positionen verteilt werden, und diese Regime sind implizit auch zwei unterschiedliche Inklusions-Regime.

Im ersten Regime, das er als „system of natural liberty“ bezeichnet, sind die Positionen und beruflichen Karrieren „offen für Talente“. Unter diesem Regime einer *formalen* Chancengleichheit erhalten Personen mit den herausragenden Talenten und Fähigkeiten die oberen Statuspositionen – unabhängig davon, in welchem Lotteriespiel sie ihre Talente und Fähigkeiten erworben haben. Rawls bezeichnet dieses Regime als das Regime des freien Marktes und der Konkurrenz. „Intuitively, the most obvious injustice of the system of natural liberty is that it permits distributive shares to be improperly influenced by these factors“<sup>29</sup> so arbitrary from a moral point of view.“

Das zweite Regime, das Rawls (1971: 73) als „fair equality of opportunity“ bezeichnet, unterscheidet sich vom ersten dadurch, dass hier versucht wird, die „Ungerechtigkeit“ der Natur und der Gesellschaft auszugleichen (to mitigate the influence of social contingencies and natural fortune on distributive shares). In welcher Weise die natürlichen und sozialen Kontingenzen ausgeglichen werden können, illustriert Rawls am Beispiel des Bildungssystems. Er argumentiert zunächst: „Undeserved inequalities call for redress“ (S. 100). Und „redress“ bedeutet im Fall der Bildung, dass diejenigen, die durch die Natur („Intelligenz“) oder die Gesellschaft (soziale Herkunft) benachteiligt wurden, einen besonderen Anspruch auf Ausbildung haben. Das Regime einer fairen Chancengleichheit kann nur realisiert werden, wenn der freie Markt in ein System von Basisinstitutionen eingebettet wird, der die „natürliche“ Freiheit der Individuen begrenzt. Dies gilt analog auch für ein Inklusionsregime, wenn es an den Kriterien einer *fairen* Chancengleichheit gemessen wird.

Die Forderung Rawls, die „Ungerechtigkeit“ der Natur und der Gesellschaft durch eine besondere Begünstigung der Benachteiligten auszugleichen (redress), ist auf heftige Kri-

27 „The contingency of social circumstance“ ist eines der zentralen Themen der Soziologie Bourdieus (1989): soziale Reproduktion der Klassen.

28 Zur Verteilungsstruktur der „Intelligenz“ vgl. Herrnstein und Murray (1996).

29 Rawls (1971: 72) versteht unter diesen „Faktoren“ die ungleiche Verteilung der „natural assets“ im Lotteriespiel der Natur. Schiller hat dieser „Ungerechtigkeit der Natur“ in den „Räubern“ literarischen Ausdruck verliehen. Franz sagt dort: „Ich habe große Rechte, über die Natur ungehalten zu seyn, und bey meiner Ehre! ich will sie geltend machen. Warum bin ich nicht der erste aus Mutterleib gekrochen? Warum nicht der Einzige? Warum mußte sie mir diese Bürde von Häßlichkeit aufladen? gerade mir? Gerade mir dieses Mohrenmaul? ... Wer hat ihr die Vollmacht gegeben jenem [= Karl] dieses zu verleyhen, und mir vorzuenthalten? Warum gieng sie so partylich zu Werke?“ (Erstausgabe 1781, 1. Akt, 1. Szene, dtv S. 28).

tik vor allem aus dem Lager der „libertarians“ gestoßen.<sup>30</sup> Sie haben darin eine Verletzung der Freiheits- und Eigentumsrechte gesehen. Der von Rawls geforderte Ausgleich für „undeserved inequalities“ wäre nur möglich, wenn der Staat massiv in die Lebensführung der Individuen und Familien eingreift.<sup>31</sup>

## 5. Inklusionsregime: Markt, Organisation, Netzwerke

Die Teilsysteme können Inklusionen über verschiedene Verfahren regeln. Markt, Organisation und Netzwerke sind Inklusionsregime, die in vielen Funktionssystemen institutionalisiert werden. Taufe und Heirat sind andere Formen der Inklusion, die hier aber nicht diskutiert werden.

- a. Im liberalen Konkurrenzkapitalismus ist der *Markt* „offen“, d.h. im Prinzip kann niemand ausgeschlossen werden. Jeder hat Zutritt, sich am Wettkampf zu beteiligen. Die Offenheit des Konkurrenzkampfes ermöglicht die *virtuelle* Inklusion aller Bürger. Es reicht die *legal citizenship*<sup>32</sup>, d.h. die Vertragsfähigkeit und die Fähigkeit der Person, Träger von *property rights* zu sein, um in das Wirtschaftssystem inkludiert zu werden.

In der Marktkonkurrenz wird fortlaufend über Sieg (Inklusion) und Niederlage (Exklusion) entschieden. Zugleich ist der Markt Schiedsrichter in dem Sinne, dass er die Ergebnisse legitimiert. Reichtum, der in der Marktkonkurrenz erworben wurde, ist legitimer Reichtum. Niederlagen, die erlitten wurden, sind verdiente Niederlagen. Der Markt hat eine Entlastungsfunktion: Ungleichheit und Exklusionen erscheinen nicht als bewusste Entscheidungen von Akteuren, sondern als das Ergebnis anonymen Marktkräfte, für die niemand verantwortlich gemacht werden kann.<sup>33</sup>

Der Markt ist ein Reich der Freiheit, aber nicht der Gleichheit.<sup>34</sup> Im Markt können Akteure alle Trümpfe ausspielen, über die sie verfügen. In dieser Freiheit sind sie (formal) gleich. In der Konkurrenz spielt es keine Rolle, ob komparative Vorteile auf natürlicher Ungleichheit beruhen (natural contingencies), auf sozialer Ungleichheit (social contingencies) oder auf individueller Leistungsbereitschaft.

Die Marktakteure können sich dabei auf Locke berufen, der Freiheit als (naturrechtliches) Eigentum der Person an sich selbst definiert: „...every man has a property in his own person: this no body has any right to but himself“ ... „...man, by being mas-

---

30 Nozick (1974) hat sein Buch „Anarchy, state, and utopia“ als direkte Antwort und Kritik an Rawls „Theory of justice“ geschrieben. Dazu auch Sterba (1978).

31 Die in Deutschland geführte Diskussion über die Ganztagschule (als Korrektiv für einen Immigrantengrund) illustriert diese Kritik.

32 Vgl. dazu die Hierarchie von Inklusions-Formen bei Marshall (1950): Legal citizenship (Vertragsfähigkeit, property rights), political citizenship (Wahlen), social citizenship (Wohlfahrtsstaat).

33 „Wenn man die ökonomische, soziale, familiäre, ja physische Existenz jemandes durch unmittelbaren Angriff derart zerstören würde, wie es durch Konkurrenz geschehen kann – indem nur eine Fabrik neben der seinigen errichtet, eine Amtsbewerbung neben der seinigen angebracht, eine Preisschrift neben der seinigen eingereicht wird – so würde sogleich das Strafgesetz eingreifen“ (Simmel 1968: 227). Dieses Zitat verweist auf die enge Beziehung, die Georg Simmel und Gustav Schmoller verband.

34 Berger (2004) argumentiert, dass durch vollkommene Konkurrenz Ungleichheit vermindert werden könne. Aber diese These beruht auf einem Missverständnis der klassischen politischen Ökonomie: Der Markt ist ein „system of natural liberty“.

ter of himself, and proprietor of his own person, and the actions or labour of it, had still in himself the great foundation of property.“<sup>35</sup>

Die natürlichen Talente sind „Eigentum“ der Person und niemand hat ein Recht, von einem Individuum für diese Talente Ausgleichszahlungen (redress) zu fordern. „Es ist unmoralisch, Geld von den Reichen zu nehmen und den Armen zu geben.“<sup>36</sup>

Der Markt ist ein Inklusionsregime, das – im Vergleich zur Organisation und zum Netzwerk – unbegrenzte Ungleichheit produziert und legitimiert. Daraus folgt, dass jene Teilsysteme, die den Markt als Inklusionsregime nutzen, in ihrer Binnenstruktur die stärksten Formen sozialer Ungleichheit generieren.

- b. Die *Bürokratie* ist der Prototyp einer hybriden Differenzierungsform, in der sich hierarchische und funktionale Formen der Differenzierung kreuzen. Für Max Weber (1964: 160ff.) verkörpert die Bürokratie zudem den Prototyp der rational-legalen Herrschaft, also eine Herrschaftsform, die an Regeln gebunden ist, die für alle Mitglieder gelten.

Regeln definieren in der Bürokratie den Kompetenzbereich (Funktion), den „Dienstgrad“ und die Entlohnung einer Position, und dies unabhängig davon, welche Person diese Position einnimmt. Damit ist die Spannbreite sozialer Ungleichheit, die in einer Organisation verwirklicht werden kann, begrenzt. Auch virtuose Aufgabenerfüllung wird nicht dazu führen, dass der Positionsinhaber eine exorbitante Entlohnung erhält, die – wie Personalfachleute sich ausdrücken – die Gehaltsstruktur „durchbrechen“ würde.<sup>37</sup>

Diese kurze Skizze der Organisation verdeutlicht, dass die Organisation ein Inklusionsregime ist, das sich vom Markt in zumindest zwei Merkmalen unterscheidet: Erstens, während am Markt die Freiheit der Person und ihr Eigentum als Wertprämissen uneingeschränkt gelten, werden diese Freiheiten in der Organisation durch bürokratische Regeln eingeschränkt. Zweitens und daraus folgend: Das Potential für soziale Ungleichheit ist in der Organisation begrenzt. Als Schlussfolgerung ergibt sich, dass Teilsysteme, die die Organisation (Bürokratie) als Inklusionsregime wählen, ein nur begrenztes Potential für soziale Ungleichheit haben.

- c. *Netzwerke* und Sozialkapital gehören zu jenen Konzepten, die während der vergangenen Jahrzehnte durch zu häufigen Gebrauch ihre begriffliche Schärfe verloren haben. Für Luhmann (1995: 252ff.) sind Netzwerke mafiöse Verbindungen mit „partikularer, aber nicht universalistischer, und diffuser, aber nicht spezifischer Themenorientierung.“ Sie sind parasitär, und „dies auf Kosten der funktionssystemspezifischen Rationalitätschancen.“ Burt (1999) bezeichnet diesen Aspekt als „the dark side of dense networks“.

Daneben gibt es eine umfangreiche empirische Forschung, die zeigt, dass Netzwerke – gerade auch in der Wirtschaft – eine effizienzsteigernde Wirkung haben. Die

35 Locke (1948), Chapter 5, sect. 27 und 44.

36 Milton Friedman, Interview mit der Süddeutschen Zeitung, 23.6.06. Quelle: <http://sz-magazin.sueddeutsche.de/texte/anzeigen/1250> (Jan. 2008). Vgl. dazu Paul (2008).

37 Die im letzten Jahrzehnt zu beobachtende exorbitante Entlohnung der Vorstandsmitglieder der DAX-Unternehmen hat andere Ursachen. Vgl. dazu Windolf 2008 und Boyer 2005.

Literatur operiert mit den Begriffen „embeddedness“, Vertrauen und Kontrolle und ist so umfangreich, dass hier nur auf sie verwiesen werden kann (Windolf 2006).

Netzwerke lassen sich als eine Form von Parallel-Inklusion beschreiben. Sie entstehen als Netzwerke-im-Markt oder als Netzwerke-in-der-Organisation. Sie entwickeln sich zwischen Marktakteuren, die über einen längeren Zeitraum in Austauschbeziehungen zueinander standen (embeddedness). Sie entstehen weiterhin innerhalb von Betrieben zwischen Mitarbeitern, die damit eine „informelle Organisation“ in der Organisation aufbauen. Ein Beispiel für Inter-Organisationsnetzwerke sind multiple Inklusionen von Managern in die Aufsichtsräte der Großunternehmen, die auf diese Weise die „Deutschland AG“ geschaffen haben (vgl. dazu die Beiträge von J. Beyer und P. Windolf in diesem Band).

In den Netzwerken werden Güter getauscht, die am Markt nicht gekauft werden können (z.B. Informationen, tacit knowledge, Chance zur Selbstpräsentation). Die Mitglieder des Netzwerkes inkludieren andere Personen, indem sie mit ihnen tauschen (Kooptation). Und sie exkludieren Personen, indem sie mit ihnen nicht tauschen. Der Tausch von (in der Regel) „intangible assets“ bzw. die Verweigerung des Tausches markieren die Grenze des Netzwerkes.<sup>38</sup>

Die dabei wirksamen Selektionsmechanismen beruhen überwiegend auf Ähnlichkeit hinsichtlich der gemeinsamen Normen, Werte und Überzeugungen. Die Basis von Netzwerken ist die kulturelle Integration im Sinne der „solidarité par similitude“. Wir kehren damit an den Anfang unserer Überlegungen zurück: Netzwerke übernehmen häufig Integrations- und Kontrollfunktionen im Sinne der „klassischen“ Soziologie von Durkheim und Parsons. Es sind Institutionen, in denen das Ausmaß sozialer Ungleichheit kontrolliert werden kann. Eine „solidarité par similitude“ kann es in Netzwerken nur geben, wenn exzessive Formen von Ungleichheit zwischen den Mitgliedern vermieden werden.

## 6. Die Beiträge in diesem Band

Die Begriffe Inklusion und Exklusion haben während der vergangenen Jahrzehnte im Wissenschaftsbetrieb Karriere gemacht. Die große Zahl von Forschungsprojekten und Publikationen, in denen Inklusions- und Exklusionsprozesse thematisiert werden, kann jedoch nicht als Mode-Erscheinung abgetan werden, sondern weist darauf hin, dass diese Begriffe inzwischen zum Basisbestand der Sozialwissenschaften gehören. Ihre Verwendung in verschiedenen Disziplinen und Kontexten macht Zusammenhänge und parallele Fragestellungen sichtbar.

Die Beiträge in diesem Band konzentrieren sich auf Probleme der Sozialstruktur und der sozialen Ungleichheit, insbesondere in der Ökonomie. An ausgewählten Beispielen soll gezeigt werden, dass die Begriffe Inklusion/Exklusion in diesen Forschungsfeldern zur analytischen Schärfe beitragen und zu neuen Einsichten führen.

---

38 In Bezug auf Netzwerke und Sozialkapital bemerkt Bourdieu (1983: 192): „Der Austausch macht die ausgetauschten Dinge zu Zeichen der Anerkennung. Mit der gegenseitigen Anerkennung und der damit implizierten Anerkennung der Gruppenzugehörigkeit wird die Gruppe konstituiert; gleichzeitig werden ihre *Grenzen* bestätigt, jenseits derer die für die Gruppe konstitutiven Austauschbeziehungen nicht stattfinden können.“

Im Beitrag von R. Stichweh wird die theoretische Basis gelegt. R. Stichweh verdeutlicht den theoretischen Kontext, in dem die Begriffe Inklusion und Exklusion entwickelt und von N. Luhmann in die soziologische Diskussion eingeführt wurden.

Im Anschluss daran werden spezifische Formen von Inklusion und Exklusion analysiert, beginnend mit dem Thema *Bildung und Kultur*. Das Bildungssystem hat eine strategische Bedeutung für alle Inklusionsprozesse. Im Beitrag von J. Karabel wird die Frage gestellt, wer zu den „Auserwählten“ (chosen) gehört, die in Harvard, Yale und Princeton studieren können. In Zeiten, in denen über „Exzellenz“ und Elite-Universitäten diskutiert wird, kommt diesem Beitrag eine besondere Bedeutung zu. M. Hartmann setzt diese Analysen fort und beantwortet die Frage, welche Ausbildungs- und Karrierewege in die Führungsetagen der Großunternehmen führen. Er zeigt, dass soziale Herkunft und Studium für die Inklusion in die Wirtschaftselite von zentraler Bedeutung sind. S. Hillmert weitet diese Analyse aus und weist nach, dass das Bildungssystem für fast alle Lebensbereiche eine wichtige Inklusions-/Exklusionsfunktion hat. Dies gilt in besonderer Weise für die Kunst, die nur von den Mitgliedern der höheren Bildungsschichten angemessen „dekodiert“ werden kann (J. Rössel).

Die Ergebnisse der Sozialstrukturanalyse weisen seit vielen Jahren darauf hin, dass die *Armutbevölkerung* in den wohlhabenden Staaten ansteigt; dass Jugendliche, die über keinen oder nur über einen minderwertigen Bildungsabschluss verfügen, in die Arbeitslosigkeit oder in prekäre Beschäftigungsverhältnisse abgedrängt werden. Diese Formen von Exklusion werden in den Beiträgen von P. Buhr/S. Leibfried und S. Buchholz/H.P. Blossfeld analysiert. M. Diwald/M. Pollmann-Schult zeigen am Beispiele der Erwerbsverläufe in Ostdeutschland, „dass fehlende Inklusionschancen in einem Teilsystem, nämlich der Erwerbsarbeit, zum Ausgangspunkt für eine umfassendere Exklusion werden“. Häußermann/Kronauer bringen die *räumliche* Dimension von Inklusions-/Exklusionsprozessen in Erinnerung. Arbeitslosigkeit, fehlende Bildungschancen und unzureichende Sozialsysteme bewirken eine Kumulation von Exklusionen, die sich in bestimmten Wohngebieten konzentrieren und dort zu Segregation, Gewalt und Instabilität führen.

Im historischen Teil der Analysen präsentiert U. Gerhardt ein Problem der Nachkriegsgeschichte Westdeutschlands, das häufig verdrängt wird: die Flüchtlinge und Vertriebenen aus den deutschen Ostgebieten. Sie zeigt, dass die „einheimische“ Bevölkerung mit Exkludierung auf die Zuwanderung reagierte und dass die Inklusion nur unter massivem Druck der Besatzungsmächte möglich wurde. Der Aufsatz von M. Reitmayer widmet sich den Exklusionsprozessen während der Weltwirtschaftskrise. Die These lautet: „Mit der Weltwirtschaftskrise brach in Deutschland die ‚Autonome Regulierung‘ des Funktionssystems Wirtschaft zusammen; statt dessen erfolgten Prozesse der Inklusion wie der Exklusion in das Wirtschaftssystem mittels spezifisch politischer Maßnahmen und mit genuin politischen Zielsetzungen.“ Es ist zu erwarten, dass die Finanzmarkt-Krise von 2008 in der Wirtschaftspolitik zu einem Paradigmen-Wechsel führen wird, der in den USA unter der Formel „Bringing the state back in“ diskutiert wird.

Finanzmärkte sind unter dem Regime des Finanzmarkt-Kapitalismus zum Zentrum ökonomischer Transaktionen geworden. Für C. Deutschmann ist Geld ein universales Inklusionsmedium: „Das Medium Geld vermittelt nicht nur den Zugang zu materiellen Gütern, sondern auch die Chance, Freunde einzuladen, Restaurants, Kultur- und Bildungsveranstaltungen zu besuchen, politisch aktiv zu sein. Geld gewährleistet zwar nicht schon per se die anderen Formen der Teilhabe, ist aber immer die notwendige Voraussetzung.“ C.

Bohn führt dieses Argument weiter und zeigt, dass Zahlungsfähigkeit in der Wirtschaft über Kreditschöpfung hergestellt wird: Wer nicht zahlungsfähig ist, kann sich durch Kredit zahlungsfähig machen lassen. C. Bohn argumentiert weiterhin, dass „die das Geldmedium auszeichnende Indifferenz gegenüber den Beteiligten im Kredit repersonalisiert wird.“

U. Stäheli beleuchtet die Akteure der Finanzmärkte und zeigt, dass die Legitimation von Spekulation und Spekulanten unterschiedlich begründet wird. Max Weber forderte die Exklusion der Dilettanten, um die ökonomische Rationalität der Börse zu retten. Der US-Marktpopulismus fordert Spekulation für „*alle*“: Niemand hat ein Recht, dem Publikum (Dilettanten) das Spekulieren zu verbieten. Die „Contrarier“ gehen von einer Teilung des Publikums aus: Eine kleine Experten-Elite rechnet mit den Fehlern einer irrationalen Masse und hofft auf Arbitrage-Gewinne. Die Finanzmarkt-Krise von 2008 hat allerdings gezeigt, dass Expertentum nicht vor Dummheit schützt.

Netzwerke sind ein spezifisches Inklusions-Regime, das in der Ökonomie vor allem für die Koordination von Unternehmen und Märkten von Bedeutung ist. P. Windolf zeigt in einer historischen Analyse der Personalverflechtung in Deutschland (1914-38), dass jüdische Mitglieder in diesem Netzwerk eine zentrale Rolle gespielt haben. Sie haben allerdings kein separiertes „jüdisches“ Netzwerk gebildet, sondern waren in das umfassende Netzwerk der „Deutschland AG“ inkludiert. Die „Deutschland AG“ war für mehr als einhundert Jahre ein zentrales Koordinationsinstrument der deutschen Großunternehmen. J. Beyer zeigt, dass sich dieses Netzwerk unter den Bedingungen von Globalisierung und Finanzialisierung der Unternehmen auflöst. Dies gilt sowohl für die Kapitalverflechtung (Beteiligungen) als auch für die Personalverflechtung (Selbstexklusion).

Die Interessenvertretung der Arbeitnehmer ist ein wichtiger Ordnungsfaktor auf den Arbeitsmärkten (z.B. Tarifvertrag). Die Organisationsfähigkeit (Inklusion) der Verbände entscheidet darüber, ob die Arbeitsmarkt-Akteure zur kollektiven Aktion fähig sind und die Folgebereitschaft ihrer Mitglieder sichern können. H. Kotthoff stellt die Frage: „Ist die Inklusionsleistung der Mitbestimmung am Ende?“ Er zeichnet in seinem Aufsatz ein eher optimistisches Szenario: „Wenn die Folge der aktuellen Finanzkrise eine Vertrauenskrise ist, dann spricht vieles dafür, dass die Mitbestimmung, deren ‚Kernkompetenzen‘ die Erzeugung von Vertrauen, die Inklusion der Beschäftigten, und die Bodenhaftung wirtschaftlichen Handelns sind, wieder aktuell wird.“

B. Ebbinghaus/C. Göbel/S. Koos analysieren in ihrem Aufsatz ein sehr detailliertes Datenmaterial, das es erlaubt, die Organisationsfähigkeit (Inklusion) der Gewerkschaften zwischen 19 europäischen Ländern zu vergleichen. 2002 betrug der gewerkschaftliche Organisationsgrad in Dänemark 84%, in Spanien, Portugal und Griechenland nur jeweils 11%. Deutschland liegt mit 21% im Mittelfeld. In den jüngeren Kohorten (16-34 Jahre) sind in Ostdeutschland jedoch nur noch 11% Mitglied in einer Gewerkschaft. Daraus folgt, dass die Inklusionsfähigkeit der Gewerkschaften in Zukunft wahrscheinlich weiter abnehmen wird.

## Literatur

- Abraham, Martin, 2005: Literaturbesprechung von: Thomas Schwinn (Hg.): Differenzierung und soziale Ungleichheit. Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 57: S. 735-737.
- Berger, Johannes, 2004: ‚Über den Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen.‘ Zeitschrift für Soziologie 33: S. 354-374.
- Bourdieu, Pierre, 1983: Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital. S. 183-198 in: Reinhard Kreckel (Hg.): Soziale Ungleichheiten. Göttingen: Schwarz.
- Bourdieu, Pierre, 1989: La noblesse d'Etat: Grandes écoles et esprit de corps. Paris: Editions de Minuit.
- Boyer, Robert, 2005: From shareholder value to CEO-power: The paradox of the 1990s. *Competition and Change* 9: 7-47.
- Burt, Ronald, 1999: Entrepreneurs, distrust, and third parties: A strategic look at the dark side of dense networks. S. 213-243 in: Leigh Thompson et al. (Hg.), *Shared cognition in organizations: The management of knowledge*. Mahwah: Erlbaum.
- Dahl, Robert, 1961: *Who governs? Democracy and power in an American city*. New Haven: Yale University Press.
- DiMaggio, Paul und Powell, Walter, 1983: The iron cage revisited: Institutional isomorphism and collective rationality in organizational fields. *American Sociological Review* 48: S. 147-60.
- Domhoff, William, 1967: *Who rules America?* Englewood Cliffs: Prentice-Hall.
- Durkheim, Emile, 1967 [1893]: *De la division du travail social*. Paris: PUF. Dt.: *Über soziale Arbeitsteilung*. Frankfurt 1996: Suhrkamp.
- Etzioni, Amitai, 1961: *Complex organizations: On power, involvement, and their correlates*. New York: Free Press.
- Fuchs, Peter und Schneider, Dietrich, 1995: Das Hauptmann-von-Köpenick-Syndrom: Überlegungen zur Zukunft funktionaler Differenzierung. *Soziale Systeme* 1: S. 203-224.
- Hahn, Alois, 2008: Exklusion und die Konstruktion personaler Identitäten, S. 65-96 in: Lutz Raphael/ Herbert Uerlings (Hg.), *Zwischen Ausschluss und Solidarität*. Frankfurt: Lang.
- Herrnstein, Richard und Murray, Charles, 1996: *Bell curve: Intelligence and class structure in American life*. New York: Free Press.
- Kieserling, André, 2008: Felder und Klassen: Pierre Bourdieus Theorie der modernen Gesellschaft. *Zeitschrift für Soziologie* 37: S. 3-24.
- König, René, 1976: Emile Durkheim: Der Soziologe als Moralist. S. 312-364 in: Dirk Käsler (Hg.): *Klassiker des soziologischen Denkens*, Bd. I. München: Beck.
- Locke, John (1948) [1690]: *The Second Treatise of Civil Government*. Oxford: Blackwell.
- Luhmann, Niklas, 1986: *Zweckbegriff und Systemrationalität*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 1989a: *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Bd. 1. Frankfurt: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 1989b: Individuum, Individualität, Individualismus. S. 149-258 in: Drs., *Gesellschaftsstruktur und Semantik*, Bd. 3. Frankfurt: Suhrkamp.
- Luhmann, Niklas, 1991: Die Form ‚Person‘. *Soziale Welt* 42: S. 166-175.
- Luhmann, Niklas, 1995: Inklusion und Exklusion. S. 237-264 in: Drs.: *Soziologische Aufklärung* Bd. 6. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Luhmann, Niklas, 1998: *Die Gesellschaft der Gesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp.
- Marshall, Thomas, 1950: *Citizenship and Social Class*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Merton, Robert, 1988: The Matthew effect in science, II: Cumulative advantage and the symbolism of intellectual property. *Isis* 79: 606-623.
- Mishel, Lawrence et al., 2006: *The state of working America*. Ithaca: Cornell University Press (ILR).
- Nakane, Chie, 1970: *Die Struktur der japanischen Gesellschaft*. Frankfurt: Suhrkamp. 1970.
- Nozick, Robert, 1974: *Anarchy, State, and Utopia*. New York: Basic Books
- Pareto, Vilfredo, 1968: *The rise and fall of the elites*. Totowa, N.J.: Bedminster Press.
- Parsons, Talcott, 1979: Evolutionäre Universalien der Gesellschaft. S. 55-74 in: Wolfgang Zapf (Hg.), *Theorien des sozialen Wandels*. Königstein: Athenäum.
- Paul, Axel, 2008: ‚Es ist unmoralisch, Geld von den Reichen zu nehmen und den Armen zu geben‘: Vom Sinn des Sozialstaats. *Sociologia Internationalis* 46: 1-30.
- Perrow, Charles, 1991: A society of organizations. *Theory and Society* 20: 725-762.
- Piketty, Thomas, 2003: Income Inequality in France, 1901-1998. *Journal of Political Economy* 111: S. 1004-1042
- Piketty, Thomas und Saez, Emmanuel, 2003: Income Inequality in the United States, 1913-1998. *Quarterly Journal of Economics* 68: S. 1-39.

- Rawls, John, 1971: A theory of justice. Cambridge: Harvard University Press.
- Rüchemeyer, Dietrich, 1985: Spencer und Durkheim über Arbeitsteilung und Differenzierung: Kontinuität oder Bruch? S. 163-180 in: Niklas Luhmann (Hg.): Soziale Differenzierung: zur Geschichte einer Idee. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Schimank, Uwe, 2005: Funktionale Differenzierung und gesellschaftsweiter Primat von Teilsystemen: Offene Fragen bei Parsons und Luhmann. Soziale Systeme 11: S. 395-415.
- Schwinn, Thomas, 2000: Inklusion und soziale Ungleichheit. Berliner Journal für Soziologie 10: S. 471-483.
- Schwinn, Thomas, 2004: Institutionelle Differenzierung und soziale Ungleichheit. S. 9-68 in: Thomas Schwinn (Hg.), Differenzierung und soziale Ungleichheit: Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung. Frankfurt: Humanities Online.
- Simmel, Georg, 1958 [1900]: Philosophie des Geldes. Berlin: Duncker & Humblot.
- Simmel, Georg, 1968 [1908]: Soziologie: Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Berlin: Duncker & Humblot.
- Sterba, James, 1978: In defense of Rawls against Arrow and Nozick. Philosophia 7: S. 293-303.
- Stichweh, Rudolf, 2004: Zum Verhältnis von Differenzierungstheorie und Ungleichheitsforschung: Am Beispiel der Systemtheorie der Exklusion. S. 353-367 in: Thomas Schwinn (Hg.), Differenzierung und soziale Ungleichheit: Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung. Frankfurt: Humanities Online.
- Stichweh, Rudolf, 2005: Inklusion und Exklusion: Studien zur Gesellschaftstheorie. Bielefeld: transcript
- Tyrell, Hartmann, 1985: Emile Durkheim – Das Dilemma der organischen Solidarität. S. 181-250 in: Niklas Luhmann (Hg.): Soziale Differenzierung: zur Geschichte einer Idee. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Weber, Max, 1964: Wirtschaft und Gesellschaft, Erster Halbband. Köln: Kiepenheuer & Witsch.
- Windolf, Paul, 2006: Unternehmensverflechtung im organisierten Kapitalismus. Zeitschrift für Unternehmensgeschichte 51: S. 191-222.
- Windolf, Paul, 2008: Eigentümer ohne Risiko: Die Dienstklasse des Finanzmarkt-Kapitalismus. Zeitschrift für Soziologie 37: S. 516-535.

# Leitgesichtspunkte einer Soziologie der Inklusion und Exklusion

Rudolf Stichweh

## 1. Inklusion und Exklusion als Grundlagentheorie des Sozialen

Die Soziologie der Inklusion und Exklusion ist eine Neuentwicklung in der Sozialwissenschaft der letzten dreißig bis vierzig Jahre. Sie nimmt einige paradigmatische Figuren der Sozialtheorie auf und rekonstruiert diese mittels der Unterscheidung von Inklusion und Exklusion. Die erste dieser paradigmatischen Figuren ist die der *Mitgliedschaft*. Dieses Paradigma denkt die kommunikative Berücksichtigung von Personen in Sozialsystemen als Mitgliedschaft nach dem Beispiel von „citizenship“ oder von Organisationszugehörigkeit. Diese Denkfigur geht auf die britische Wohlfahrtsstaatstheorie von T.H. Marshall zurück.<sup>1</sup> Originell und für die auf Differenzierung setzende Soziologie anschlussfähig war Marshalls Theorie deshalb, weil er nicht eine singuläre Mitgliedschaftsformel vorsah, vielmehr plurale Formen der gesellschaftlichen Institutionalisierung von „citizenship“ (civil, political, social) voneinander unterschied. Talcott Parsons, der in seinem Aufsatz von 1964 „Full Citizenship for the Negro American“<sup>2</sup> vielleicht der erste Soziologe war, der ausdrücklich von Inklusion und Exklusion sprach, schloss an Marshall an und bereitete eine analytische Perspektive vor, die die Inklusion zunehmend grösserer Bevölkerungskreise als einen Schlüsselprozess in der Ausdifferenzierung der die Moderne prägenden Funktionssysteme auffasste.

Das zweite Paradigma ist das der *Solidarität*. Es verdankt sich der Durkheimschen Tradition der französischen Sozialtheorie, die in Frankreich bis heute in weiten Bereichen und fast intuitiv den Gesellschaftsbegriff bestimmt. Exklusion ist dann der Bruch von Solidarität und das Versagen jener Bindungen, die Gesellschaft zusammenhalten. Inklusion meint alle intentionalen Anstrengungen der Integration, die die von Exklusion bedrohten Personen der Solidarität versichern. Der spektakuläre Erfolg der Unterscheidung von Inklusion und Exklusion in Frankreich – und zwar vor allem im massenmedialen, öffentlichen Diskurs – verknüpft sich vornehmlich mit diesem Paradigma der Solidarität.<sup>3</sup> Es ist bei Durkheim mit einer Theorie der Differenzierung verbunden; in vielen seiner populären Versionen denkt es Gesellschaft aber eher als eine relativ kompakte Einheit.

Ein drittes und das jüngste dieser Paradigmata ist das der *Disziplinierung* oder *Sozialdisziplinierung*. Disziplinierung wird bei Historikern und bei Soziologen als Spezifikum der Moderne gesehen.<sup>4</sup> Sie hängt mit Polizeiordnungen, mit Erziehung, mit ständischer Gesittung und mit vielen anderen Institutionen zusammen. Bei Erving Goffman und bei Michel Foucault tritt schließlich hervor, dass die Universalität der Disziplinierung die Unterschei-

---

1 Marshall 1964.

2 Parsons 1964.

3 Vgl. Evans, Paugam, und Prélis 1995, insb. 12-3; Merrien 1996, 422.

4 Siehe etwa Oestreich 1980 bzw. Elias 1976.

dung von Inklusion und Exklusion übergreift.<sup>5</sup> In der totalen Institution (Psychiatrie, Gefängnis) und in den anderen Institutionen des *innergesellschaftlichen Ausschlusses* bedeutet Nichtzugehörigkeit gerade nicht eine Lockerung der Disziplinierungen, denen die Teilnehmer an Gesellschaft auch auf der Inklusionsseite des Systems, wenn auch in anderer Weise, unterliegen. Diesem Denkansatz fällt der Bezug auf gesellschaftliche Differenzierung leichter. Es ist von vornherein klar, dass es sich nicht um eine einzige, alles durchdringende Disziplin handeln wird, sondern um vielfältige Varianten der Disziplinierung in heterogenen Sozialsystemen.

Wie kann man mit der Verschiedenheit dieser sozialtheoretischen Paradigmata umgehen? Wir tun dies im folgenden, indem wir für eine vierte Version der sozialtheoretischen Begründung der Unterscheidung von Inklusion und Exklusion optieren. Diese setzt in der systemtheoretischen Tradition soziologischen Denkens abstrakter an, und sie kann die anderen Denkfiguren in sich einschließen. Wir behandeln Gesellschaft als Kommunikation und gehen unter dieser Voraussetzung davon aus, dass die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion die Frage der Bezeichnung oder der Adressierung von Personen in Sozialsystemen betrifft. Eine solche Adressierung von Personen findet entweder statt oder es fällt auf, dass sie nicht erfolgt – und je nachdem wird die eine oder die andere Seite der Unterscheidung hervorgehoben. Kommunikative Akte der Adressierung können Mitgliedschaft zusprechen oder abweisen; sie können die Aktivierung oder Verweigerung von Solidarität deutlich machen, und schließlich kann in ihnen das Moment der Kontrolle und der Disziplinierung hervortreten.

Inklusion und Exklusion betreffen offensichtlich die Sozialdimension der Kommunikation (im Unterschied zur Sach- und Zeitdimension). Es geht immer um die für die Sozialdimension konstitutive Frage, wer überhaupt die Anderen sind, die für kommunikative Adressierung in Frage kommen, und von welchen Bedingungen Andersheit und die Adressierung von Andersheit abhängig ist.<sup>6</sup> Für die Ausformulierung der Sozialdimension ist die Unterscheidung von Inklusion und Exklusion basaler als die Unterscheidung von Konsens und Dissens, die eine vorgängige Entscheidung darüber voraussetzt, wer überhaupt als Adressat von Konsens und Dissens in Frage kommen könnte. Auch in dieser Hinsicht leuchtet ein, dass wir es mit einer Grundlagentheorie des Sozialen zu tun haben.

## 2. Situationen der Kommunikation

Die elementarste Form der Relevanz von Inklusion und Exklusion bezieht sich auf einzelne Situationen der Kommunikation. Diese bestehen aus kommunikativen Akten, die man unter dem Gesichtspunkt beobachten kann, wie einzelne Beteiligte kommunikativ adressiert werden und wie sie auf diese Weise in das Sozialsystem inkludiert werden. Man kann dies am Beispiel des *turn-taking* in Konversationen beobachten, das präferentiell in der Form erfolgt, dass der derzeitige Sprecher den jeweils nächsten Sprecher auswählt. In anderen Fällen bleibt es nach Abschluss der Äußerung offen, wer als nächster die Sprecherrolle

5 Goffman 1961; vgl. zu Foucault Ewald 1995.

6 Zu Adressenbildung als Grundbegriff Fuchs 1997; „Andersheit“ ist von „Fremdheit“ zu unterscheiden. Bei Fremdheit handelt es sich um eine Deutung von Andersheit, die sich bereits für „Exklusion“ und nicht für „Inklusion“ des als „fremd“ Adressierten entschieden hat; sei es in der Form der Verweisung aus Gesellschaft, sei es in der Form des innergesellschaftlichen Ausschlusses. Vgl. zu Fremdheit und Inklusion/Exklusion Stichweh 2005: dort S. 133-144 „Inklusion/Exklusion und die Soziologie des Fremden“.

übernimmt.<sup>7</sup> In diesen Fällen erfolgt die Inklusion in Sprecherrollen auf dem Wege der Selbstinklusion durch aktives Beanspruchen der Sprecherrolle, und dies ist oft ein kompetitiver Vorgang unter mehreren potentiellen Sprechern. Inklusion ist im übrigen nicht auf aktive Sprecherrollen beschränkt. Für Inklusion genügt es, dass für die Beteiligten erschließbar ist, dass der einzelne Teilnehmer zu jenen gehört, an die die Äusserungen adressiert werden. Inklusion ist insofern etwas, was operativ vollzogen wird, und sie nimmt in dem betreffenden Sozialsystem die Form eines Ereignisses an. Dies verlangt nicht, dass jedem individuellen Mitglied des Publikums tatsächlich aktive Aufmerksamkeit geschenkt wird. Ich kann mich als Sprecher in einer Situation auf relativ pauschale, auf etablierte soziale Kategorien gestützte Akte der Inklusion beschränken und damit befriedigende Erfolge erzielen. Wenn ich z.B. am Beginn einer Rede vor grösserem Publikum sage, „Meine Damen und Herren“, ist der potentielle Inklusionseffekt relativ stark und er ist auch dauerhaft. Nur die eventuell anwesenden Kinder sind exkludiert und haben dann die Freiheit, sich entsprechend zu verhalten.

Eine wichtige Eigentümlichkeit bereits der einzelnen kommunikativen Situation ist, dass es sich mit Exklusionen ganz anders verhält. Exklusionen werden relativ selten als operative Vollzüge in der Form eines Ereignisses sichtbar gemacht. Das, „Sie werden hier nicht länger geduldet“, also der explizite operative Vollzug der Exklusion, ist nicht die dominante Form des Vorkommens von Exklusionen.<sup>8</sup> Die meisten Exklusionen sind viel schwerer zu erschließen. Sie haben häufiger die Form eines Nichtereignisses oder einer Sequenz von Nichtereignissen als die eines fixierbaren Ereignisses. Man hat in einem Gespräch den Eindruck, nicht mitgemeint zu sein oder sogar unerwünscht zu sein; aber das ist ein Eindruck, der sich erst durch eine Kette von Momenten hindurch verfestigt und der auch schwer zu beweisen ist. Bei dem schlechten Schüler stabilisiert sich das Gefühl, dass der Lehrer ihn gar nicht mehr „drannimmt“, weil der Lehrer die dann entstehenden peinlichen Situationen scheut oder um den Fortgang des Unterrichts fürchtet. Exklusion tritt insofern in der Erfahrung der Betroffenen häufig in der Form der Ungewissheit auf. Man weiß nicht, ob man im System noch dazugehört, und es liegt die Versuchung nahe, die Ungewissheit durch einen Akt der forcierten Selbstinklusion oder alternativ der Selbstexklusion aufzulösen. Negative Ausgänge werden eventuell der Ungewissheit vorgezogen.

### 3. Erwartungen und Rollen

Wir haben bisher unterstellt, dass Inklusion und Exklusion in Situationen gleichsam voraussetzungslos operieren. Selbst wenn dies der Fall ist, entstehen dabei aber Erwartungen. Dies ist bereits in der einzelnen Situation im Zeitablauf beobachtbar, und es gilt erst recht, wenn inklusive Kommunikationen über eine Mehrzahl von Situationen hinweg erfolgen und sich in der Sequenz kommunikativer Adressierungen einer Person Konsistenz beobachten lässt. Der Ereignischarakter tritt zurück, und die Inklusion nimmt die Form eines *set* von Erwartungen an, die wiederholt an eine Person adressiert werden.

---

7 Siehe zu den zugrunde liegenden Regelsystemen Sacks, Schegloff, und Jefferson 1974; Sacks 1992.

8 Siehe für eine detaillierte Fallstudie am Beispiel des Schulausschlusses in Schweizer Volksschulen Hürliemann 2007.

Die Wiederholung und Stabilisierung der Erwartungen definiert eine soziale Rolle, über die sich die Inklusion in das System vollzieht. Zwei hauptsächliche Typen von Inklusionsrollen sind zu unterscheiden. In der ersten Variante verdankt sich die Inklusion der Person der Übernahme einer *Leistungsrolle*. Das heißt, dass die Person für bestimmte Leistungen und Vollzüge zuständig ist, die konstitutiv für das jeweilige System sind. Der Rolleninhaber ist dann beispielsweise Arzt oder professioneller Politiker oder Hochschullehrer und trägt mit seiner Rolle einen gewissen Teil der Strukturbildungslast des Systems. Erneut aber ist Inklusion nicht davon abhängig, dass man eine Leistungsrolle übernimmt. Für alle diejenigen Personen, die nicht über Leistungsrollen am Systemgeschehen partizipieren, entsteht alternativ in vielen sozialen Systemen die Möglichkeit der Inklusion über *Komplementär- oder Publikumsrollen*, d.h. über Rollen, in denen sich die Teilnahme am Systemgeschehen in der Weise vollzieht, dass man als Leistungsabnehmer und/oder als Beobachter im Verhältnis zu den Leistungsrollen fungiert. Erst dort, wo sich Publikums- oder Komplementärrollen herausbilden, kann einem System gesellschaftsweite Bedeutung zuwachsen, weil nur auf dieser Basis denkbar und realisierbar ist, dass alle Gesellschaftsmitglieder am jeweiligen System partizipieren, entweder in Leistungs- oder in Publikumsrollen.<sup>9</sup> Dieses Theorem der über die Differenzierung von Leistungs- und Publikumsrollen laufenden gesellschaftsweiten Inklusion ist zu präzisieren, wenn wir uns die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft näher ansehen.

Auf der Exklusionsseite des Systems scheint Erwartungs- und Rollenbildung in einer ersten Annäherung unwahrscheinlich zu sein. Der Begriff der Exklusion besagt gerade, dass an diejenigen, die exkludiert sind, keine Erwartungen mehr adressiert werden, und daraus folgt dann erst recht, dass dieses ‚nicht mehr in die Erwartungen des Systems Einbezogen-sein‘ nicht in der Form von Rollen kristallisiert. Das ist plausibel, ändert sich aber, sobald Gesellschaften Exklusionen als eine Sonderform von Inklusion beschreiben, sie für diesen Zweck eigene Institutionen schaffen und sich in diesen Institutionen Rollen herausbilden.<sup>10</sup>

#### 4. Ebenen der Systembildung

Es ist bereits in den bisherigen Überlegungen sichtbar geworden, dass Vorgänge der Inklusion und der Exklusion auf allen Ebenen der Bildung sozialer Systeme involviert sind. Wir haben unsere Erörterungen mit Beispielen aus dem Bereich der Interaktionssysteme begonnen. Diese sind über die Anwesenheit im wechselseitigen Wahrnehmungsfeld und über die Gemeinsamkeit des ‚response focus‘ der Beteiligten konstituiert.<sup>11</sup> Interaktionssysteme können diejenigen, die die Bedingung der Anwesenheit erfüllen, nur schwer exkludieren. Darin liegt eine Begrenzung ihrer Leistungsfähigkeit: Wenn unwillkommene Anwesende hinzukommen, löst diese Störung das Interaktionssystem häufig auf. Viel leichter fällt die Exklusion den Organisationen. Bei Organisationen handelt es sich um die Systembildungsebene, deren Inklusionsbedingungen über Mitgliedschaft und Entscheidung über Mitgliedschaft eindeutig geregelt sind. Alle diejenigen, über deren Mitgliedschaft nicht ausdrücklich positiv entschieden worden ist, sind exkludiert, und dies ist sowohl eindeutig wie auch

9 Diese Überlegung ist zuerst mit Blick auf Rollen in tribalen Gesellschaften entwickelt worden von Nadel 1957; siehe ausführlicher Stichweh 2005, insb. 13-44.

10 Siehe dazu unten Abschnitt 8-10.

11 Luhmann 1975; Goffman 1983.

sozial in der Regel problemlos, weil es zahllose andere Organisationen gibt, deren Mitglied man werden kann.

Die sachthematischen Spezifikationen, die Interaktionssysteme und Organisationen wählen, sei es als dauerhafte oder als im Zeitablauf variierende Bindungen, kann man nur angemessen verstehen, wenn man sie auf gesellschaftsweite Makrosysteme bezieht, die sich auf diese Sachthemen für unbegrenzte Zeit und mit Blick auf alle Inklusionsadressen der Gesellschaft spezialisieren. Dies sind die Funktionssysteme der modernen Gesellschaft<sup>12</sup> – also die Wirtschaft, die Wissenschaft, die Politik, die Religion, das Krankheitssystem, der Sport, die Erziehung, das Recht, die Kunst, die Intimbeziehungen, etc.

## 5. Inklusion und Exklusion in Funktionssystemen

Funktionssysteme sind der zentrale und der interessanteste Gegenstand einer Soziologie der Inklusion und Exklusion. Sie sind groß, unübersichtlich, schließen der Möglichkeit nach alle Menschen auf der Erde als Inklusionsadressen ein – und aus diesen Gründen kommt in ihnen sowohl Inklusion wie Exklusion millionenfach vor. Wenn wir Funktionssysteme als historisch innovative und in ihrer Einseitigkeit zugespitzte kommunikative Spezifikationen betrachten, die in begrenzten Regionen der Welt entstehen und sich danach über eine Jahrhunderte beanspruchende Globalisierungsdynamik auszeichnen, dann ist nicht prinzipiell auszuschließen, dass Funktionssysteme irgendwann alle Menschen auf der Welt erreichen und einbeziehen könnten (Beispiel: Universalisierung der Schulpflicht als systemweit normierter Organisationsmitgliedschaft in ähnlichen Phasen des Lebenslaufs). Aber die Dynamik, die durch ein solches „Ziel“ reguliert ist, ist durch historisch, regional und je nach Funktionssystem variierende Muster und Verteilungen von Inklusion und Exklusion näher charakterisiert, und diese Varianzen sind der hauptsächlichliche Studiengegenstand einer Soziologie der Inklusion und Exklusion.

Eine der wichtigsten Dimensionen der Variation zwischen Funktionssystemen betrifft die Unterscheidung von Leistungs- und Publikumsrollen als Modi der Inklusion, die wir oben eingeführt haben. Es gibt in dieser Hinsicht gut unterscheidbare Typen von Funktionssystemen. Am stärksten ausgeprägt ist diese Unterscheidung in Funktionssystemen, in denen eine einzige Profession eine die operativen Vollzüge des Systems kontrollierende Stellung besitzt. Dies ist am prominentesten im Krankheitssystem und im Recht, in der Religion und in der Erziehung der Fall, wenn auch in allen vier Systemen die Pluralisierung der Wissenssysteme unter Bedingungen der Globalisierung dazu führt, dass parallel zueinander eine Reihe von Professionen operieren. Überall dort, wo die Stellung der Professionen stark ist, haben wir eine eindeutige Zuordnung von Leistungs- und Publikumsrollen zu adressierbaren Personen. Der Publikumsstatus bedeutet in diesen Systemen, dass Inklusion die Form der *Betreuung* („people processing“) der Publikumsrollen durch die Leistungsrollen des Systems annimmt.<sup>13</sup>

---

12 Vgl. Luhmann 1987.

13 Der Zusammenhang von Professionen und „people processing“ ist am besten in der Chicago-Tradition der Professionssoziologie artikuliert, siehe repräsentativ Hughes 1971; Abbott 1988; zu Professionen und funktionaler Differenzierung Stichweh 2008.

Ganz anders verhält es sich in den Systemen, in denen an die Stelle einer Profession ein symbolisch generalisiertes Medium der Kommunikation getreten ist.<sup>14</sup> Die gesellschaftsweite Zirkulation der Mediensymbole führt dazu, dass eine exklusive Differenzierung von Leistungs- und Publikumsrollen unwahrscheinlich wird. Alle Gesellschaftsmitglieder nehmen als Zahler und als Zahlungsempfänger an wirtschaftlichen Kommunikationen teil; Machtgebrauch ist in einer Demokratie ubiquitär; alle sind am Prozessieren von Symbolen der Liebe, der wissenschaftlichen Wahrheit, der sportlichen Leistung und des künstlerischen Gelingens beteiligt. Insofern gibt es in diesen mediengestützten Funktionssystemen keine scharfe Differenzierung von Leistungs- und Publikumsrollen und vor allem keine Betreuung des Publikums durch Leistungsrollenträger. Aber es gibt vielfältige andere Mechanismen der Entstehung von Asymmetrien und Ungleichheiten: Kumulationen von Mediensymbolen (insb. im Bereich der Macht und des Geldes); Hierarchien in Organisationen; die Entstehung von auf Hochleistungen spezialisierten Subsystemen (im Fall des Sports, der Wissenschaft und der Kunst), die die Leistungen der vielen anderen nur noch als Leistungen von Amateuren<sup>15</sup> erscheinen lässt. Dort, wo dies der Fall ist, entsteht ein zweiter Typus von Publikumsrollen, der im Fall des Sports, der Wissenschaft und der Kunst nicht wie in den professionalisierten Funktionssystemen bedeutet, dass das Publikum durch die Professionellen *betreut* wird, der vielmehr impliziert, dass das Publikum sich auf *Beobachten* statt auf *Leistungen* konzentriert – und im Beobachten seine Inklusion in das System erfährt.

Nur das System der auf den Liebescode gestützten Intimbeziehungen verwirklicht eine radikal andere Struktur. Es entwickelt keine Subsysteme, ist vielmehr strikt segmentär differenziert; es kennt keine Organisationsbildung; kumulativer Vorteil kommt zwar vor, ist aber unwahrscheinlich, da man nicht die Liebe vieler anderer bei sich sammeln kann und dann noch für diesen Überschuss an Symbolen eine systemintern plausible Verwendungsform zu finden imstande ist.<sup>16</sup> Unter diesen Bedingungen sind Liebessymbole und Liebeschancen in einem solchen Grade gleichverteilt wie keine andere gesellschaftliche Ressource – und es treten Exklusionsprobleme vor allem unter ungünstigen demographischen Bedingungen (Ungleichverteilung von Männern und Frauen) oder unter ungünstigen normativen Bedingungen (Illegitimität homosexueller Liebe) auf.

Wenn man die Inklusion in globale Funktionssysteme so skizziert, wie dies hier geschehen ist, folgt daraus, dass auch Exklusionen in zwei Formen vorkommen. Es handelt sich entweder um einen Ausschluss von den Möglichkeiten und Berechtigungen der Betreuung, wie sie die auf Professionen gestützten Funktionssysteme bieten. Im anderen denkbaren Fall geht es um den Ausschluss vom Zugang zu den generalisierten Symbolen der auf Kommunikationsmedien basierten Funktionssysteme. Es ist damit noch nichts über die Ursachen, die Dynamiken und die Inzidenz von Exklusionen in diesen Funktionssystemen gesagt; nur die Formen, in denen sie sich vermutlich ereignen werden, sind in einem ersten Zugriff identifiziert.

---

14 Ich unterstelle im folgenden die Medientheorien von Talcott Parsons (Parsons 1967, Kap. 8-11) und Niklas Luhmann (Luhmann 1997, Kap. 2). Sehr anregend ist für medientheoretische Untersuchungen auch Coleman 1990 und dessen Grundfigur des (einseitigen) Transfers von Rechten der Kontrolle über Handlungen (insb. Kap. 3-8).

15 Oder negativ ausgeflagt: Dilettanten.

16 Ausnahmen – auf überraschende und überzeugende Weise entworfen in Truffauts „L’homme qui aimait les femmes“ (1977) – sind möglich. Allerdings wird in diesem Fall die Überlastung durch die Verwaltung der kumulierten Überschüsse mit dem Leben bezahlt.